

(Nachdruck verboten.)

81

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

„Na, was gab's denn, hatte man ihr die Kuh gestohlen?“ Infolge der Aufregung und Anstrengung konnte sie keine zwei Worte hintereinander sprechen. „Barrets Felder . . . eine ganze Familie . . . sie wollen sie bebauen, sich auf dem Gehöft niederlassen . . . sie hätte sie gesehen . . .“

Pimento, der Leimrutensteller, der Feind der Arbeit und der Schrecken der Gegend konnte angesichts einer so merkwürdigen Neuigkeit seinen unerschütterlich vornehmen Ernst nicht bewahren.

Mit einem Satz erhob er seinen schweren muskulösen Körper und lief, ohne weitere Erklärungen abzuwarten, davon. Er lief geradeaus bis zu einem Rohrdickicht, das sich an den verfluchten Feldern hinzog. Hier kniete er nieder und legte sich, wie ein Beduine im Anstand, auf den Bauch, um zwischen dem Schilf zu lauschen; dann nahm er nach einigen Minuten seinen Lauf wieder auf und verschwand in dem Labyrinth von Fußpfaden, von denen jeder zu einem Häuschen oder zu einem Acker führte.

Die Huerta lächelte und raunte weiter, in Gold getaucht und vom Licht des Herbstes überflutet, lag sie da. Doch in der Ferne ließ sich Geschrei und Jammern vernehmen, die Nachricht flog mit Entsetzensrufen von einem Feld zum andern; ein Schauer der Bewunderung, des Aufruhrs und der Entrüstung pflanzte sich durch die ganze Ebene fort, als lebte man um hundert Jahre früher, und als wäre eine algerische Galeere auf der Suche nach einer Ladung weißen Fleisches am Horizont aufgetaucht.

II.

Wenn der Vater Barret zur Erntezeit seine in verschiedene Anpflanzungen geteilten Felder betrachtete, konnte er sich eines Gefühls des Stolzes nicht erwehren; wenn er das hochstehende Getreide oder den krausen Kohl, die Melonen, die ihre grünlichen Seiten ausblähten oder die Weißbeeren und die halb unter dem Blattwerk verborgenen Tomaten betrachtete, so lobte er die Vortrefflichkeit seiner Acker und die Tüchtigkeit seiner Vorgänger, die es zu Wege gebracht, daß sie einen besseren Ertrag lieferten als alle anderen in der Huerta. Die stille und eintönige Geschichte seiner Vorfahren stand auf diesen Feldern geschrieben. Fünf oder sechs Generationen von Barrets hatten ihr Leben damit zugebracht, diesen Grund und Boden zu bebauen, ihn umzuwühlen, durch üppigen Dung zu verbessern und dafür zu sorgen, daß der Nährstoff nicht ausging; sie hatten diese Schollen, von denen jede einzelne mit dem Fleiß und dem Blut seiner Familie begossen worden, mit dem Karst und der Egge geherzt und geliebt.

Er selber war ein Mann von großem Mut und reinem Sinn. Wenn er einmal Sonntags einen Augenblick in Copas Schenke zubrachte, wo die Leute aus der Nachbarschaft zusammenkamen, so geschah das nur, um dem Truquespiel zuzuschauen und vergnügt über die Dummheiten und plumphen Scherze Pimentos und einiger Burschen seiner Art zu lachen, die sich als die Herren der Huerta aufspielten. Doch nie trat er an den Schenkisch, um ein Glas Branntwein zu bezahlen, hielt stets den Daumen auf dem Geldbeutel, und wenn er zufällig trank, so hatte gewiß einer der Gewinner der ganzen Gesellschaft eine Runde zum Besten gegeben.

Er hatte seine Frau sehr lieb und vergab ihr sogar die Dummheit, daß sie vier Mädchen und nicht einen einzigen Sohn in die Welt gesetzt hatte, der ihm bei seinen Arbeiten helfen konnte, trotzdem liebte er seine Töchter nicht weniger, wahre Gottesengel, die ihre Tage damit zubrachten, vor der Tür der Wohnung zu singen und zu nähen, und manchmal aufs Feld hinauskamen, um ihrem armen Vater ein bißchen zu helfen. Doch die höchste Leidenschaft des Bauern waren die Acker, die seine Vorfahren seit so langen Jahren in Pacht gehabt, und auf denen er sich ebenfalls zu Tode raderte.

Früher — es war lange, lange her — war der Besitzer des Grund und Bodens ein vornehmer Herr gewesen, der auf dem Totenbette seine Sünden und seine liegenden Güter den Mönchen von San Miguel de los Reyes anvertraut hatte. Die dicken, feisten Mönche waren gute Herren; sie strotzten von Gesundheit, waren Freunde der Lustigkeit und trieben das Pachtgeld nicht allzuhart ein; sie waren schon zufrieden, wenn die Großmutter des jetzigen Pächters, damals ein prächtiges Mädel, sie empfing, sobald sie im Gehöft vorsprachen und ihnen eine gute Tasse Schokolade und die Erstlinge aus ihrem Obstgarten vorsetzte. Doch ach, jetzt gehörten die Felder dem Don Salvador, einem kleinen alten Mann aus Valencia, der die Qual des Vater Barret war und ihm sogar im Traum erschien.

Das war der schlimmste Herr, den Barret gekannt hatte. Don Salvador erfreute sich in der ganzen Huerta eines abschrecklichen Rufes; denn er besaß hier fast überall Grund und Boden. Jeden Abend wanderte dieser kleine alte Mann, selbst im Frühling in seinen alten Mantel eingehüllt, schmutzig wie ein Bettler, von den Klüften und feindseligen Bewegungen, die ihm, wenn er vorüber war, nachdrohten, begleitet, durch die Feldwege, um seine Pächter zu besuchen. Er besaß die Fähigkeit des Geizhalses, der in ständiger Berührung mit seinem Besitz bleiben will, die Hartnäckigkeit des Wucherers, der um jeden Preis sein Geld eintreiben möchte. Kaum bemerkte man ihn aus der Ferne, so heulten die Hunde, als nahe der Tod, die Kinder entflohen mit erschrockener Miene, die Männer liefen davon, um peinlichen Entschuldigungen aus dem Wege zu gehen, die Frauen traten mit niedergegeschlagenen Augen und eine Klüge in Bereitschaft, vor die Türen ihrer Hütte, Don Salvador um Geduld zu bitten; mit Tränen antworteten sie auf seine Bornesausbrüche und seine Drohungen.

Pimento, der sich in seiner Eigenschaft als „Geld“ für das Unglück seiner Nachbarn interessierte und sozusagen der irrende Ritter der Huerta war, versprach ihm leise eine Bastonnade mit einem erfrischenden Bade im Kanal: doch sogar die Opfer des Geizhalses hielten ihn davon zurück und stellten ihm vor, daß Don Salvador nicht der erste beste war: „Ein Mann, der alle Vormittage im Gerichte zubrachte und große Tiere zu seinen Freunden zählte . . . bei solchen Leuten verlieren die Armen stets.“

Unter den Pächtern des Alten war der Vater Barret der beste. Allerdings mußte er sich Mühe geben, um den Pachtzins aufzubringen, doch wenn er sich ordentlich abraderte, gelang es ihm, am Verfalltage alles bereit zu haben, so daß er nichts schuldig blieb. Darum stellte Don Salvador ihn den anderen Pächtern als Muster dar, was ihn jedoch nicht abhielt, gegen Barret noch anspruchsvoller und härter als gegen die anderen zu sein; denn nie widersprach der arme Mann, und auf Grund dieser Zügigkeit konnte der Geizhals ungestraft seine habgierigen und herrschlichen Instinkte befriedigen.

Der Vater Barret, der die ganze Arbeit allein besorgen mußte, da seine Frau ihm keinen Sohn geschenkt, quälte sich den lieben, langen Tag. Morgens bei Tagesanbruch, wenn die ganze Huerta noch schlief, abends bis zur sinkenden Nacht, wenn die anderen schon längst ausruhten, stand er, den Karst in der Hand, auf dem Felde und bearbeitete die Scholle, die ihm den Unterhalt für seine Familie und den Pachtzins liefern sollte. Zuerst hatte er es mit fremder Hilfe versucht und Knechte angenommen, doch die Knechte arbeiteten wenig, schliefen in den heißen Stunden im Stalle, kosteten viel Geld und stahlen. Daher schickte sie Barret nach wenigen Wochen fort und schließlich, nach mehreren unglücklichen Experimenten, hatte er ganz auf dieses Mittel verzichtet, das ihm schlimmer als das Uebel erschien. Da indessen seine beiden Arme nicht hinreichten, um das ganze Verhüttum zu bebauen, und er aus abergläubischem Respekt vor seinen Vorfahren fest entschlossen war, nie auch nur einen Finger breit von seinen Feldern, die seine Familie seit Jahrhunderten als Pächter bearbeitet, an Fremde abzutreten, mußte er sich in das Unvermeidliche fügen und ein Drittel des Bodens brach liegen lassen. Er bildete sich ein, wenn er doppelt so viel Arbeit lieferte und die fruchtbarsten Teile zu kräftigerer Produktion anstrenzte, würde es

Ihm gelingen, den Lebensunterhalt für die Seinen zu erwirtschaften und den Besitzer bezahlen zu können.

Nun begann ein hartnäckiger und verzweifelter Kampf gegen die Mühseligkeit des Lebens und gegen seine eigene Schwäche, ein geheimer Kampf, in dem er seiner eigenen Familie die schwere Sorge verheimlichte; er war von Natur aus wenig mitteilbar. Man sah ihn stets lächelnd, gemüthlich und ruhig mit der blauen Mütze, die ihm seinen Zunamen eingetragen, und die er stets bis über die Ohren zog. Sein einziger Wunsch war, seine Frau und seine Töchter sollten nie etwas von seinen Sorgen erfahren, niemand im Hause sollte etwas von der immer stärker werdenden Not merken, nichts sollte die ehrenhafte Freude dieser Wohnung stören, in der man unaufhörlich die Lieder und das Lachen der vier Schwestern vernahm, die nur je ein Jahr von einander getrennt waren.

Und während sie schon anfangen, die Aufmerksamkeit der Burschen der Huerta zu erregen, während sie mit ihren hübschen neuen Seidentüchern und ihren rauschenden geplätteten Röcken Staat machten auf den Jahrmärkten der Nachbarhöfe, um am nächsten Morgen frühzeitig nach durch die Jalousien zu lugen, welche Salans ihnen wohl Albayes fangen und Gitarre spielen, holte der Vater Barret, dem es immer schwerer wurde, sein Budget im Gleichgewicht zu halten, Unze für Unze, das bißchen von den Eltern geerbte Gold, heraus, um Don Salvador, diesen alten Knauer, zu besänftigen, der nie zufrieden war und seinen Pächter nicht nur ausbeutete, sondern ihm unaufhörlich mit den schlechten Zeiten, den Skandalösen hohen Steuern und der Notwendigkeit, den Pachtzins zu erhöhen, in den Ohren lag.

Und eines schönen Tages erhöhte Don Salvador den Pachtzins wirklich. Vater Barret protestierte; er erinnerte an die trefflichen Dienste der Seinen, die sich auf diesem Grund und Boden zu Tode gerackert, um ihn zum besten der ganzen Gegend zu machen. Doch der Besitzer war unerbittlich. „Es wäre der beste Boden? Nun, dann war es nur gerecht, daß er dafür viel mehr bezahlte.“ Und Barret mußte sich damit abfinden. Ehe er diese Acker, die nach und nach sein ganzes Leben aufsaugten, hergab, eher hätte er tropfenweise all sein Blut geopfert.

Er hatte schon seinen Geldvorrat erschöpft und konnte, um sich aus der Verlegenheit zu befreien, nur noch auf den Ertrag der Acker rechnen. Er machte sich also mit wahrhaft wilder Wut an die Arbeit und bebautete seine Felder von neuem. Er schlief nicht mehr. Es kam ihm vor, als wüchsen seine Gemüse weniger schnell, als die der anderen; der geringste Regenschauer flüchte ihm Entsetzen ein und verdrehte ihm den Kopf; dieser brave und rechtschaffene Mann ging so weit, daß er die Abgelegenheit seines Gehöftes benutzte, um den Nachbarn ihre Bewässerung zu stehlen und ihre Anlagen mit zu gebrauchen. Das schrecklichste aber für ihn war, daß er trotz dieser unsinnigen Arbeit nur die Hälfte dessen bezahlen konnte, was er schuldig war.

Die Folge einer so übertriebenen Arbeit war, daß das Pferd des Vaters Barret — ein flüchtiges Tier, das die wüste Arbeit seines Herrn teilte — eines Tages umstand; es hatte es jedenfalls satt, Tag und Nacht sich zu schinden, die Gemüsekörbe auf den Markt von Valencia zu schleppen, und dann ohne Raft und Ruh, ohne sich einen Augenblick zu verschonaußen, sofort an den Pflug gespannt, die harten Schollen umzuwenden. Diesmal sah der Bauer, daß er verloren war. Wie sollte er von jetzt ab diese Felder bebauen, deren schöne Gemüse die Stadtleute gleichgültig aufaßen, ohne die Angst zu ahnen, die ihre Produktion einem Familienvater kostete, der einen ewigen Kampf mit dem Elend ausfechten mußte?

Als Don Salvador Barrets Unglück erfuhr, bot er ihm mit rührender Liebenswürdigkeit seine Hilfe an: „Wie viel braucht Ihr, um ein anderes Pferd zu kaufen? Fünzig Duros?“ Nun, er, der Besitzer, war doch da, um seinen Pächter zu unterstützen. Da konnte man sehen, wie ungerecht die Leute waren, die ihn haßten und verleumdeten. Und er ließ die fünfzig Duros, doch mit einer unbedeutenden Klausel — Geschäft ist Geschäft! — er forderte von dem Entleiher eine Unterschrift auf einem Stück Papier, in dem von Zinsen, Rückständen und Garantien die Rede war; — was die Garantien betraf, so verstand man darunter die Möbel, die Ackergeräte, kurz alles, was der Pächter besaß, die Tiere des Südhofes mit inbegriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perle.

Eine russische Geschichte von Wilh Ewald Siebert.

Dmitri Gregorewitsch Pjaniza war seit bald einem halben Jahrhundert Kreischef in Kostromaschen. Er war ein sehr gebildeter Mensch, denn er konnte lesen und ziemlich fehlerfrei schreiben. Wenn er über die schlecht geschuerten Dielenbretter seiner niedrigen Amtsstube schritt, klickten die Fensterscheiben und das Flämmchen aus dem Heiligenbild in der Ecke flackerte ängstlich hin und her. Ja, er verstand es gut, sich überall in Respekt zu setzen, seine Gnaden, der Herr Kreischef.

Pjaniza war auch leidlich bei Wohlstand. Nicht ein jeder hat nämlich neben den offiziellen und privaten Erträgnissen seines Amtes eine Frau, die die Fürsorge für die armen Bauern so vernünftig den eigenen Interessen anzupassen wußte. Wenn Frau Maruschas braunes Auge — sie hatte eben nur eines, die Aermste, das andere, erblindete, war von einer schwarzen Binde überdeckt —, wenn also dieses Auge für die Not der Bauern Hülfe suchte, so wagte es nur ein ganz Auklöser, unter einem halben Rubel herzugeben. Da es aber überall viel gute und noch mehr dumme Menschen gibt, so steuerten diese kollekten ganz hübsch zur Privatkasse Dmitri Gregorewitsch's bei.

Die Freude und der Stolz dieser braven und angesehenen Leute war Wera Dmitrowna, ihre Tochter. Man nannte sie überall „Bratäpfelchen“, sie war ein zartes, schönes Wesen mit einem ganz verschmüpften, braunen Gesichtchen, das just wie ein Keffelchen ausschaute, das zu lange in der Ofenröhre gelegen hat. Ein Herr, der einmal aus dem großen Petersburg zu Besuch gekommen war, wo die richtigen Menschenkennner zu Hause sind, hatte die Kleine (sie war damals vielleicht zwölf Jahre alt) bei den Händen gefaßt und ihr lange in die Augen gesehen. Dann hatte er leise gesagt: „Just so muß Dein kleines Herzchen aussehen, Bratäpfelchen!“ Worüber dann alle Welt, die den Petersburger nicht verstand und deshalb glaubte, es müsse das ein guter Biß sein, in ein wieherndes Gelächter ausbrochen war. Wera Dmitrowna aber hatte sich zornig von dem Fremden losgerissen und war auf ihr Zimmer gelaufen; hier mochte das Kind wohl eine Stunde lang geweint und geschluchzt haben.

Seit bald zwei Jahren hatte Dmitri Gregorewitsch goldene Tage. Er schlief bis elf Uhr und war jede Nacht bis drei Uhr am Whistisch im Klub. Ins Bureau ging er fast gar nicht mehr, denn wenn es etwas zu unterschreiben gab, so kam Pawlj Iwanowitsch in den Nachmittagsstunden zu ihm. Das war wirklich eine „Perle“, dieser Pawlj, der neue Kreischefgehilfe. Er hatte aber auch studiert, war von altem Adel — seine Familie starb mit ihm aus — und kannte die Kreisverwaltungsspraxis aus dem ff. Von Hause aus war er freisch Ingenieur; der Bau der sibirischen Bahn hatte ihn jahrelang beschäftigt. Als sie endlich fertig geworden war, gelang es ihm dann der außerordentlichen Beziehung, die sein verstorbener Vater zum Ministerium gehabt hatte, als Kreischefgehilfe ins Kostromasche zu kommen. Das war ein glücklicher Tag für Dmitri Gregorewitsch. Von nun ab gab es für ihn keine Arbeit mehr. Und wenn er sich ja einmal, wie heute, im Amtsstofal sehen ließ, so geschah das nur aus gesundheitlichen Gründen. Im Laufe der 21 Jahre, die der ehrenwerte Kreischef nämlich bereits im Dienste des Zaren war, hatte sich bei ihm die Gewohnheit herausgebildet, täglich einige Stunden eine Flut von Flüchen und Schimpfworten über die bei ihm bittsuchenden Bauern seines Bezirks zu ergießen. Das tat ihm immer außerordentlich wohl. Es war das seine Methode, wie er seinem Leberleiden begegnete. Wenn er so seine zwei bis drei Stunden den Teufel um seine schönsten Spitznamen gebracht hatte, so fühlte er ordentlich, wie der Kreislauf seines Blutes wieder ein frischeres Tempo anschlug. Als er seinem Hausarzt in einer vertrauten Stunde beim Sherry cobbler von seiner „Methode“ Mitteilung machte, hatte dieser ihm zustimmend zugestimmt und gemeint: „So sind diese verfluchten Bauern wenigstens zu etwas gut auf der Welt!“

Schon auf der Treppe wußte Pawlj Iwanowitsch, daß sein Chef wieder „für seine Gesundheit arbeitete“. Als er das Wohnzimmer betrat, hörte er die ihm wohlbelannte Stimme schreien: „Was? Zehntausend sind auch nicht genug, Ihr Hunde? Glaubt Ihr, unser allergnädigster Zar werde sich für Euch verfluchten Dickhädel an den Bettelstab bringen? Was? Mit zehntausend Rubeln baue ich drei solche Brücken, wie Ihr sie braucht. Wahrhaftig das Sprichwort hat recht: „Tue einem Hund Gutes, so bellt er noch!“ Nun, was steht Ihr noch da und reißt die Mäuler auf? Hinaus mit Euch, schert Euch zum Hender, Ihr undankbares Gelichter, Ihr.“ Die Stimme schnappte ihm hier über und er mußte Luft schöpfen. Diesen Augenblick benutzten die Bauern offenbar, um schleunigst dem Allgewaltigen aus den Augen zu kommen. Lächelnd sah der Kreischefgehilfe, wie sie sich fast lautlos an ihm vorbeischieben. Erst auf der Treppe wagten sie es wieder, ihren gewohnten schweren Gang aufzunehmen. Plötzlich hörte Pawlj Iwanowitsch aus der Ecke, wo das Heiligenbild hing, einen tiefen Seufzer. Erschreckt sah er auf, denn er war abergläubisch und bigott. Da erkannte er das salbige Gesicht Bratäpfelchens, aus dem zwei unendlich traurige Augen herborstahen. Als dieser Blick einer gekränkten Menschenseele ihn streifte, errötete Pawlj. Er stammelte ein paar nichtsagende Worte vor sich hin, wie ein Schuldbeuhter, der un-

bersehens an seine Schuld gemahnt wird. Ehe er sich aber noch gefaßt hatte, war das Mädchen davongebüsch. Er sah ihr nach wie eine Erscheinung; dann bekreuzigte er sich.

Dmitri Gregorewitsch war bei guter Laune. Wohlwollend klopfte er dem eintretenden Pawlj auf die Schulter und sagte lachend:

„Was sagen Sie dazu, Pawlj Iwanowitsch, habe ich meine Bauern nicht gut im Zuge, was? Nicht gemudst haben sie, die Langbärtel! Habe ihnen freilich auch tüchtig eingeheizt.“

Der Kreischefgehilfe verbeugte sich leicht, ohne seine Miene zu verziehen. Wer die beiden Männer so beisammen sah, den Kreischef in einem schmutzig-grauen Flanellanzug und seinen Gehülften im tadellosen Gehrock, hätte ohne allen Zweifel Pawlj für den Herrn und den anderen für den Untergebenen gehalten. Dmitri Gregorewitsch fühlte die geistige und gesellschaftliche Ueberlegenheit seines Gehülften auch instinktiv heraus, doch glaubte er durch seine polternde Bonhommie diesen Eindruck wett zu machen. Es paßte ihm durchaus nicht, daß er von Pawlj nicht durch anerkennende Worte gefeiert wurde. In gereiztem Tone fragte er:

„Nun — Sie sagen nichts dazu? Geben Sie mir nicht recht? Hätte ich Ihnen wirklich die Zwanzigtausend geben sollen, die der Minister bewilligt hat? So sprechen Sie doch, Pawlj Iwanowitsch?“

Der Kreischefgehilfe, der die ganze Zeit über noch unter dem Banner der Erscheinung Bratäpfelchens gestanden hatte, sah sich und stammelte verlegen:

„Verzeihen Sie mir, Euer Hochwohlgeboren. Ich dachte daran, daß man der Regierung schreiben muß.“

Dmitris Züge klärten sich auf. „Richtig. Das hätte ich beinahe ganz vergessen. Geben Sie mir nachher das Dings zur Unterschrift herüber. War übrigens eine glänzende Idee von Ihnen, Pawlj Iwanowitsch, das mit den Zehntausend. Sollen sehen, ich bin kein Undankbarer.“

Dabei nahm er das Kubert aus der Schreibstischschublade, in dem die zwanzigtausend Rubel enthalten waren, die die Regierung für den Brückenbau ausgeworfen hatte. Langsam holte er daraus drei Hunderter hervor und hielt sie seinem Gehülften hin: „Nehmen Sie. Ihre Belohnung!“

In Pawljs Augen erschien ein Blitz. Dmitri, der ganz in den Anblick des gestohlenen Geldes versunken war, sah ihn nicht. Als er endlich aufblickte, hatte sich der Gehülfe schon gefaßt und sagte: „Ich danke Ihnen, Euer Hochwohlgeboren, Sie sind die Güte selbst. Das viele Geld!“

„Wahrhaftig, Pawlj Iwanowitsch, wahrhaftig, meine Frau hat ganz recht: Sie sind eine Perle. Wissen Sie, was sie mir neulich sagte? Dmitri, sagte sie, wie heißt du, daß Pawlj unser Bratäpfelchen heiraten könnte? Du würdest ihn protegieren, damit er dein Nachfolger werde, und alles könnte zu unser aller Glück gedeihen. Ja, Pawlj Iwanowitsch, das hat meine Frau erst neulich gesagt, als ich ihr erzählte, wie Sie über die Zehntausend gedacht hatten.“

Der Kreischefgehilfe zerknitterte nervös die drei Scheine, die er soeben zum Geschenk bekommen hatte. „Welches Glück“, stammelte er, „welches Glück.“ Aber er sah gar nicht glücklich aus.

„Nun, Sie sind also einverstanden?“ drängte Dmitri Gregorewitsch. „Sie werden mein Schwiegersohn und Nachfolger! Wollen Sie?“

„Ich will“, erklärte Pawlj, „wenn Ihre Tochter will.“ „Sind Sie verrückt“, schrie der Kreischef dagegen, „was hat so ein Fraß zu wollen. Hier bin ich Herr, und wenn ich sie Ihnen gebe, so ist das gerade so gut, als wenn der Pope seinen Segen gibt. Es ist also abgemacht!“

„Abgemacht“, sagte Pawlj tonlos. Damit drehte er sich um und wollte das Kabinett verlassen. Als er schon in der Tür stand, rief ihn der Kreischef nochmals zurück: „Ach, Pawlj Iwanowitsch, noch ein Wort. Sehen Sie, da kriegt ich ein Schreiben aus Kostroma vom Gouverneur. Im Gouvernement sollen wieder einmal falsche Rubelscheine umlaufen. Und irgend so ein Klugkopf will herausbekommen haben, daß nur ein gewisser — warten Sie mal — gewisser Nikitin, der vor fünf Jahren nach Sachalin verbannt wurde, der Fälscher sein könne. Dieser Nikitin soll nun durchgebrannt sein und sich hierher gewandt haben.“

„Wie klug diese Herren sind!“ spottete Pawlj. „Ja, wenn sie mit ihren Dummheiten uns nicht unnütze Arbeit machten, wäre mir das ganz gleichgültig. Jetzt will man uns ein Paket von Photographien und Beschreibungen jenes — wie heißt der versuchte Kerl doch gleich? . . .“

„Nikitin“, erinnerte Pawlj. „Richtig, jenes Nikitin hierher schicken. Und das soll denn auf allen Bahnhöfen, in Gasthäusern usw. ausgehängt werden.“

„Wann kommen die Bilder?“ fragte Pawlj ruhig.

„Ich denke morgen“, entgegnete ärgerlich der Kreischef. „Gut. Ich werde alles anordnen. Vielleicht finden wir ihn auch, diesen . . . diesen Nikitin mit den falschen Rubelscheinen.“ Damit empfahl er sich.

„Eine Perle“, murmelte Dmitri Gregorewitsch vor sich hin, „wahrhaftig eine Perle dieser Pawlj Iwanowitsch!“

Als Dmitri Gregorewitsch, der Kreischef, am nächsten Morgen um 11 Uhr, wie gewöhnlich, sein Bureau aufsuchte, war er sehr erstaunt, Pawlj Iwanowitsch, die Perle, noch nicht vorzufinden. Er beschloß daher, die Zeit bis zum Eintreffen seines Gehülften angenehm anzulinden und sich bei einem Fläschchen

Madeira der ihm so unversehens in den Schoß gefallenen Zehntausend — ach, es waren nur noch 9700! — zu erfreuen. Die anderen zehntausend Rubel hatte er gleich gestern dem Bolosärfesten ausgehändigt, kurz nachdem er seiner Etzellenz dem Herrn Minister mitgeteilt hatte, daß er die von der Regierung gewährten zwanzigtausend Rubel ihrer Bestimmung zugeführt habe. 9700 Rubel! Dafür konnte man eine ganze Reihe schöner Tage verleben. Und leise kam es von seinen Lippen: „Eine Perle!“

Bedächtig schloß er die Schublade auf. Richtig — da lag das blaue Kubert mit dem Regierungsstempel, das die schönen, bunten Scheine enthielt. Er wurde unliebsam überrascht. Statt der erwarteten vielfarbigen Lieblinge seiner Gedanken fand er ein stumples, zusammengefaltetes Papier. In dunkler Vorahnung von etwas Schrecklichem riß er es aus dem Kubert und las:

„Mein verehrter Herr Kollege. Wenn Ihnen diese Zeilen zu Gesichte kommen, so liegen bereits viele Meilen zwischen uns. Ich war der Ansicht, daß die zehntausend Rubel, um die die Bauern zu betrügen Sie die große Güte hatten, demjenigen gebühren, der die Idee zu dieser Korrektur der Regierungsmaßnahmen gehabt hatte, nämlich mir. Da Sie selbst so edel waren, der Regierung mitzutheilen, daß Sie den Bauern die zwanzigtausend Rubel ausgehändigt haben, so haben Sie ja in Wirklichkeit nichts verloren und werden, wie ich sicher annehme, nicht so töricht sein, meine plötzliche Abreise der Polizei anzuzeigen. Denn fände man mich, so wäre es mir unendlich peinlich, den Herren eröffnen zu müssen, daß meine Reisetasche just mit dem Gelde gefüllt sei, das Sie, verehrter Herr Berufs-kollege, sich bereits unrechtmäßig angeeignet hatten. Wie sehr mir Ihr Heiratsplan am Herzen lag, das mögen Sie daraus ersehen, daß ich die dreihundert Rubel, die Sie mir gestern geschenkt haben, auf den Namen Ihrer guten Tochter dem Armenvorsteher überliefert habe. Ich bitte Sie, Bratäpfelchen zu grüßen und ihr zu sagen, sie möge mir ein gutes Andenken bewahren. Zum Schluß noch eine Bitte: Ich weiß, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin für fremdes Geld stets ein warmes Empfinden haben: die Kasse Ihrer Gattin zum besten der armen Bauern sind hierfür beweisbringend. So wage ich denn, Sie um Mitleid für einen armen Verfolgten zu bitten, der einst von strengen Richtern in die Verbannung geschickt wurde: ich meine Nikitin. Es wird Ihnen bei Ihrer Machtfülle nicht schwer fallen, das Anhängen des Bildes mit dem Steckbrief eine Woche hinauszuziehen. Jede gute Tat findet ihre Belohnung! Ich bin überzeugt, daß die Polizei von Ihrer Unterdrückung nicht früher erfahren wird, als bis es ihr gelingt, jenen armen Nikitin auf die Spur zu kommen.“

P. J. N.“

Hastig durüstoberte Dmitri Gregorewitsch die eingelassenen Postkassen: er suchte etwas. Ein kleines Paket mit dem Stempel des Gouvernements — da war es. Ungeändert riß er die Schnur mit dem Siegel entzwei. Er hatte sich nicht getäuscht: man brauchte nur jenem Manne dort, dessen Bild ihn im Sträfinganzuge zeigte, einen eleganten Gehrock anzuziehen und niemand konnte mehr zweifeln, daß der Sträfing Nikitin und die „Perle“ des Kreischefs Dmitri ein und dieselbe Person waren . . .

Wera Dmitrowna, das Bratäpfelchen, war die einzige im Hause, die noch etwas anderes beweinte als den Verlust jener zehntausend Rubel. Aber sie behielt es demütig in ihrem armen, verkrüppelten Herzchen. —

Kleines feuilleton.

h.g. Taschen-Sonnenuhren. Die Notwendigkeit, die Tageszeit zu erkennen, führte schon in älteren Zeiten zur Konstruktion der Sonnenuhren; man hatte schon früh bemerkt, daß in verschiedenen Zeiten des Tages der Schatten, den ein fester Gegenstand im Laufe des Tages warf, in verschiedene Richtungen fiel, und diese Tatsache benutzte man. Nun hatte man aber weiter bemerkt, daß wenn diese Art der Zeitmessung für alle Tage des Jahres gleichmäßig zutreffen sollte, der Schatten werfende Gegenstand nicht in beliebiger Richtung aufgestellt sein durfte, sondern so, daß bei der Achsendrehung der Erde doch an allen Tagen seine Stellung zur Sonne eine gewisse Gleichmäßigkeit besitzen müsse, und diese Gleichmäßigkeit hat er nur, wenn er parallel der Weltachse aufgestellt ist, er mußte also in die Nord-Südrichtung fallen und mit dem einen Ende nach dem nördlichen Weltpol gerichtet sein. Damit ist also schon gesagt, daß der schattengebende Körper, der Zeiger der Sonnenuhr, an einem Punkte der Erde anders gerichtet sein muß, als an einem anderen, man konnte eine Sonnenuhr, die an einem Endpunkte richtige Zeiten angab, nicht ohne weiteres an einen anderen Punkt transportieren. Aber mit der weiteren Entwidlung der Kultur und mit dem steigenden Verkehr erwies es sich als notwendig, Zeitmaße zu besitzen, die man bei sich tragen konnte, und die überall richtige Angaben machten, also transportable Uhren, wie unsere heutigen Taschenuhren, und da man andere Uhren, also Sonnenuhren, nicht konstruieren konnte, so mußte die stets fäugame Technik sich bemühen, Taschen-Sonnenuhren herzustellen. Denn die Sand- und Wasseruhren lassen nur erkennen, wieviel Zeit vom Beginn einer menschlichen Handlung bis zu ihrem Ende vergangen ist, nicht aber, zu welcher Zeit des Tages diese Handlung stattfindet, und auch über das letztere wollte und mußte man unterrichtet sein. Es war

also nötig, Sonnenuhren zu fabrizieren, deren Zeiger so beweglich war, daß man ihn an jedem Ort, an dem man die Uhr gebrauchen wollte, richtig einstellen konnte, d. h. so daß der Zeiger in die Nord-Südebene fiel und sein Ende nach dem nördlichen Pol zeigte. Die gewünschte Ebene konnte man in einfacher Weise auffinden, nachdem die Eigenschaft des Magneten, nach Norden und Süden zu zeigen, aufgefunden war; man brachte an der transportablen Uhr einen Kompaß an und drehte die Uhr so weit, bis der Zeiger in die Richtung der Magnetnadel fiel. Um den Zeiger dann nach dem Nordpol zu richten, mußte man sein vom Mittelpunkt der Uhr entferntes Ende so heben oder senken, daß es nach dem vordersten Stern des Sternbildes vom kleinen Bären wies, denn dieser Stern befindet sich annähernd genau beim nördlichen Welpol, weswegen er auch Polarstern heißt. Man braucht zu dieser Aufstellung nicht bis zur Abendzeit zu warten, wo die Sterne scheinen, sondern wenn man ein für alle Mal festgestellt hatte, welchen Winkel eine in der Nord-Südebene nach dem Polarstern gezogene gerade Linie mit der in der Nord-Südebene wagerecht gezogenen Linie bildet, brauchte man den Uhrzeiger immer nur so weit zu heben, daß er mit der Horizontalebene der Uhr diesen Winkel einschloß. Es war also damals nicht so ganz einfach, zu erkennen, wie spät es war; heutzutage braucht man zu diesem Zwecke nur einen Blick auf die Uhr zu werfen und höchstens dadurch, daß man diese Uhr etwa täglich einmal mit einer Normaluhr vergleicht, ihren richtigen Gang festzustellen oder die falsch gehende Uhr zu regulieren; früher bedurfte es komplizierter Operationen, die mit der Uhr vorgenommen wurden. Aber da man eben nichts Bequemeres hatte, mußte man sich mit dem Vorhandenen begnügen. In der Tat sind auch einige Exemplare von Taschen-Sonnenuhren erhalten geblieben, die jetzt in Museen aufgestellt sind; sie erhalten einen Kompaß zum richtigen Einstellen des Zeigers, und ferner sind auf ihnen die Namen einiger wichtiger Städte verzeichnet, und bei jedem Städtenamen ist angegeben, zu welcher Höhe das Zeigerende nach oben gedreht werden muß, damit es in der betreffenden Stadt wirklich nach dem Nordpol weist. Von besonderem Interesse dürfte eine solche Uhr sein, die sich im Museum Johanneum in Innsbruck befindet, weil sie eine alte Streitfrage endgültig löst. Man hat lange Zeit gemeint, daß Christoph Columbus gelegentlich der Fahrt, auf der er Amerika entdeckte, auch die magnetische Declination entdeckte. Der magnetische Nordpol fällt nicht zusammen mit dem geographischen, sondern jener liegt bei 70 Grad nördlicher Breite und 99 Grad westlicher Länge von Greenwich; infolge davon zeigt auch die Magnetnadel des Kompaß nicht genau nach Norden, sondern in unseren Gegenden etwas nach Nordwesten, auf anderen Teilen der Erde nach Nordosten. Uebrigens wird die Richtung der Kompaßnadel, also ihre Abweichung von der geographischen Nordostlinie — man nennt den Winkel, den diese geographische Linie mit der Nadelrichtung des Kompasses einschließt, die magnetische Declination — auch von anderen Zuständen, besonders von Vorgängen auf der Sonne wesentlich beeinflusst; infolge davon ist diese Declination nicht für jeden Ort dauernd dieselbe, sondern sie nimmt periodisch ab und zu; eine solche Periode vollzieht sich an jedem Tage, sie wird hervorgerufen durch die mit der Achsenrotation der Erde veränderte Stellung jedes Erdenpunktes zur Sonne; zu einer anderen Periode ist ein Monat nötig, sie wird jedenfalls veranlaßt durch Mondeinflüsse; die dritte Periode ist die jährliche, und die Ursache zu ihr ist gegeben durch die Drehung der Erde um die Sonne, bei der die gegenseitige Stellung beider Weltkörper sich während eines Jahres fortwährend ändert, um nach Ablauf eines Jahres wieder denselben Kreislauf zu vollziehen; endlich gibt es noch die säkulare Variation, die in vielen Jahren, wahrscheinlich in Jahrhunderten einen Kreislauf vollendet, und die höchst wahrscheinlich hervorgerufen wird durch ganz allmähliche Vorgänge auf der Sonne selbst. Jedenfalls aber existiert eine solche seitliche Abweichung der Kompaßnadel von der Richtung des von Norden nach Süden gerichteten Meridians. Es wird nun erzählt, auf jener ersten Reise nach Amerika habe sich diese seitliche Abweichung offenbart, und gerade sie habe die Matrosen des Columbus sehr erschreckt, weil diese glaubten, der Kompaß habe überhaupt nicht die richtende Fähigkeit, die man ihm vorher zugeschrieben, und die kühnen Seefahrer befänden sich ohne irgend welche Richtungsangabe auf dem unendlichen Ozean. Weiter wird dann berichtet, Columbus habe sofort die Ursache der Abweichung erkannt und durch ihre Auseinandersetzung die Matrosen beruhigt. Noch bis in die jüngste Zeit glaubte man vielfach, wahrscheinlich auf Grund jener Erzählung, Columbus besitze außer dem Verdienst der Entdeckung Amerikas auch das Verdienst, diese für Seefahrer und auch für die wissenschaftliche Erforschung des Erdmagnetismus sehr wichtige magnetische Declination zuerst festgestellt zu haben. Nun ist aber auf der erwähnten Innsbrucker Taschen-Sonnenuhr auf dem beigegebenen Kompaß eine feine Linie von der Mitte nach dem Nande des Kompaß eingegraben und diese Linie enthält die durch die Declination notwendige Korrektur des Kompasses; wenn die Magnetnadel in der Richtung stand, die durch die auf dem Kompaß verzeichneten Nord- und Südpunkte angegeben war, so bezeichnete jene Linie die tatsächliche geographische Nord-Südrichtung, die Richtung des Meridians. Die in Rede stehende Sonnenuhr trägt die Jahreszahl 1461, die erwähnte, auf ihr enthaltene Declinationslinie stimmt aber in der Ausführung völlig überein mit

den anderen an ihr angebrachten Linien, die die einzelnen Stundenrichtungen des Uhrzeigers angeben — es ist also ausgeschlossen, daß diese Linie erst nachträglich eingegraben sei, sondern sie entstand zu gleicher Zeit, wie die Sonnenuhr selbst. Da nun aber die Uhr laut der Angabe der Jahreszahl aus dem Jahre 1461 stammt, muß nun diese Zeit schon die magnetische Declination bekannt gewesen sein, sie kann nicht von dem erst 1446 geborenen Christoph Columbus entdeckt sein. —

— Wie man Prozesse gewinnt. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Wie tief der Aberglaube in mancher Gegend Deutschlands noch wurzelt, dürfte folgender heiterer Vorfall bezeugen. Saß ich da vor kurzem im Wartesaal zweiter Klasse des Bahnhofes zu Breslau und unterhielt mich lebhaft mit einer anscheinend dem „besseren“ Stande angehörenden intelligenten jungen Dame. Kurz vor Ankunft des nach Berlin gehenden Schnellzuges bemerkte die junge Dame in meinem kleinen Reisefloffer einige Brötchen. Sogleich bat sie mich in einem flehentlichen Tone, ihr doch etwas von meinem Brote zu geben. Gern stellte ich ihr meinen Probiat ganz und gar zur Verfügung. Das wurde indes entschieden abgelehnt. „Nein, ein ganz klein Stückchen, mein Herr!“ Ich bot der Dame ein Brötchen an. Aber auch damit hatte ich kein Glück. „Nur einen Brocken, mein Herr.“ Erstaunt erfüllte ich diesen komischen Wunsch und erstaunte noch mehr, als die Dame den mit Mühe erworbenen Brocken rasch in ihr Portemonnaie verbar. Ehe ich noch fragen konnte, was das bedeute, wurde mein Zug ausgerufen. Die Götter aber wollten es, daß ich in das geheimnisvolle Gebaren der Dame eingeweiht wurde. Ein Zufall führte mich nach einiger Zeit mit ihr am Bahnhof Alexanderplatz wieder zusammen. Selbstverständlich gedachte ich sofort meiner Breslauer Schenkung.

„Ja wissen Sie, mein Herr“, erwiderte mir die Dame verlegen, „ich hatte damals einen Prozeß, und wenn man so etwas von einem jüdischen Herrn mit auf die Reise bekommt (den Brocken Brot nämlich) soll das Glück bringen.“
„Bedauere sehr, Madame, ich bin aber kein Jude!“ entdeckte ich ihr vertrauensvoll.
„Ach, nicht möglich“, rief sie mißtrauisch und bestürzt aus, „ich hab' doch den Prozeß so schön gewonnen!“ —

Humoristisches.

— Deutlich, Herr: „Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten, mein Fräulein?“

Dame: „Ja, bitte, lassen Sie mich eine halbe Stunde allein.“ —

— Unangenehme Frage. Junger Arzt (renommierend): „Ja, den Fall mit meinem Patienten Schulze kam ich wohl als eine wahre Wunderkur bezeichnen.“

Bekannter: „Weil Schulze in Deiner Behandlung mit dem Leben davongekommen?“ —

— Furchtbare Drohung. Wirt (zum lärmenden Gast): „Du Loisl, Dei' Frau und Schwiegermutter sind draußen; weim D' jekt lei' Ruh gibst, da ich meiß' ich Dich 'naus!“ —
(„Wegendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Die Werke Robert Hamerlings, bisher im Besitz der Hamburger Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) sind in den Verlag von Max Gesse in Leipzig übergegangen. —

— Der Wettbewerb für Volksromane, den der Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur ausgeschrieben hat, ist dieser Tage insoweit entschieden worden, als das Preisgericht die zur Vorkonkurrenz eingegangenen Manuskripte geprüft und sein Urteil darüber gefällt hat. Im ganzen sind 112 Arbeiten eingelaufen worden. Den Preis von 1000 M. erhielt der Verfasser des Manuskripts „Der blonde Teufel“. Zur Verteilung an der Hauptkonkurrenz sollen eine Anzahl ihrer anschaulichen, fesselnden Erzählungsweise wegen besonders in Betracht kommende Romanstiftsteller unmittelbar eingeladen werden. Dem Preisgericht stehen für die Hauptkonkurrenz drei Preise von 18 000, 12 000 und 8 000 M. zur Verfügung. —

— Der Allgemeine deutsche Sprachverein zählt jetzt 302 Zweigvereine mit 30 000 Mitgliedern. —

— Marie Madeleine hat drei Einakter vollendet. Der Ehrlus, der den Titel „Nayen“ führt, soll noch in dieser Spielzeit im Intimen Theater in Nürnberg zur Aufführung gelangen. —

— Große Kalfänge in der Ostsee. An der Küste Alagens sind in letzter Zeit so viele Kalf gefangen worden, wie seit Jahren nicht mehr. Der Kalf muß förmlich in großen Bügen an der Insel entlang gewandert sein, denn Fänge von 1—1½ Zentner in einer Fingelreue waren keine Ueberraschungen für die Fischer. In Crampas-Sahnitz zahlte eine Fischhandlung, wie der „Tägl. Rundschau“ mitgeteilt wird, 30 000 M. in einer Woche für Kalf; für den Zentner erhielten die Fischer 70 M. —